

Gisela Klann-Delius

Sprache und Geschlecht

J.B.METZLER

Sammlung Metzler

Sammlung Metzler
Band 349

Gisela Klann-Delius

Sprache und Geschlecht

Eine Einführung

Verlag J.B. Metzler Stuttgart · Weimar

Die Autorin

Gisela Klann-Delius, Professorin am Institut für Deutsche und Niederländische Philologie der Freien Universität Berlin; Forschungsschwerpunkte: Erstspracherwerb, Sprache und Emotion, Sprache und Geschlecht. Zuvor tätig am MPI für Psycholinguistik Nijmegen und an der Universität Bielefeld.

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-476-10349-9

ISBN 978-3-476-05072-4 (eBook)

DOI 10.1007/978-3-476-05072-4

Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

© 2005 Springer-Verlag GmbH Deutschland

Ursprünglich erschienen bei J. B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung

und Carl Ernst Poeschel Verlag GmbH in Stuttgart 2005

www.metzlerverlag.de

info@metzlerverlag.de

Vorwort

Viele der heutigen jungen Frauen meinen, dass sie anders als ihre Mütter in der in Schule, Universität, Ausbildung und im öffentlichen Leben gleich behandelt werden, sie fühlen sich als weibliche Wesen nicht minder bewertet, sie erwarten gleiche Chancen im Berufsleben. Daher finden sie ein ausgesprochen feministisches Engagement häufig übertrieben und unzeitgemäß. In der Tat hat sich an der Situation der jungen Frauen einiges geändert verglichen mit den Zeiten, als z.B. Studentinnen noch unter der Bezeichnung »Student« immatrikuliert wurden. Der heutigen jungen Generation ist eine geschlechtergerechtere Sprache selbstverständlicher geworden. Zugleich hat das Thema »Sprache und Geschlecht« kaum an Attraktivität auch für die jetzige Generation eingebüßt.

Mit dem vorliegenden Buch soll dieses Interesse aufgenommen werden, indem Studierenden der Stand der aktuellen Forschung, prominente Ansätze der Erklärung und Bewertung von Geschlechterdifferenzen, aber auch die Geschichte der Entwicklung des Forschungsbereichs so dargeboten werden, dass sie aufgrund dieser Informationen sich ein eigenes Bild machen und ggf. an einzelnen Stellen tiefer einsteigen können. Das Buch ist so angelegt, dass anhand der detaillierten Inhaltsgliederung die jeweiligen Aspekte des Themas bezogen auf deren Systematik eigenständig verfolgt werden können; daher wurde auf ein Sachregister verzichtet. In der Bibliographie sind die zentralen Titel zum Thema eigens hervorgehoben, um auch so das vertiefende Selbststudium zu erleichtern.

Allen, die mich auf dem langen Weg der Beschäftigung mit diesem Thema hilfreich begleiteten sei an dieser Stelle ausdrücklich gedankt.

Gewidmet ist dieses Buch meinen beiden Töchtern.

Berlin, im Dezember 2004

Inhalt

| | |
|---------------------------------------------------------------------------------------------------------|-----------|
| 1. Zur Entwicklungsgeschichte und Aktualität des Forschungsbereichs Sprache und Geschlecht . . . | 1 |
| 1.1 Einige Fakten | 1 |
| 1.2 Die Ungleichheit der Geschlechter und die Sprache: Traditionen | 3 |
| 1.3 Neue Perspektiven | 6 |
| 1.4 Die Entwicklung der feministischen Sprach- und Sprachgebrauchsanalyse | 9 |
| 1.4.1 Die Defizitkonzeption | 10 |
| 1.4.2 Die Differenzkonzeption | 13 |
| 1.4.3 Konstruktivistische Konzepte | 14 |
| 1.5 Perspektiven im 21. Jahrhundert | 16 |
| 2. Analysen und empirische Befunde | 19 |
| 2.1 Das Sprachsystem | 19 |
| 2.1.1 Das Genusssystem | 20 |
| 2.1.2 Personenbezeichnungen | 24 |
| 2.1.2.1 Anredeformen | 25 |
| 2.1.2.2 Das generische Maskulinum | 26 |
| 2.1.2.3 Movierung | 31 |
| 2.1.3 Das Lexikon | 34 |
| 2.2 Sprachgebrauch | 37 |
| 2.2.1 Phonologie | 39 |
| 2.2.1.1 Geschlechterdifferenzen auf der supra-segmentalen Ebene | 39 |
| 2.2.1.2 Geschlechterdifferenzen auf der segmentalen Ebene | 41 |
| 2.2.2 Syntax | 42 |
| 2.2.2.1 Präferenz für syntaktische Formen | 43 |
| 2.2.2.2 Syntaktische Hyperkorrektheit | 46 |
| 2.2.2.3 Verbale Flüssigkeit | 47 |
| 2.2.3 Semantik | 48 |
| 2.2.3.1 Wortschatz | 48 |
| 2.2.3.2 Personenbezeichnungen | 49 |
| 2.2.4 Pragmatik | 56 |
| 2.2.4.1 Sprechakttypen | 56 |
| 2.2.4.2 Interpersonelle Kommunikation | 57 |

| | | |
|-----|-------------------------------------------------------------------------------------------------|-----|
| | 2.2.4.2.1 Redemenge | 57 |
| | 2.2.4.2.2 Unterbrechungen | 61 |
| | 2.2.4.2.3 Gesprächsarbeit | 68 |
| | 2.2.4.2.4 Kommunikative Orientierungen | 73 |
| | 2.2.4.3 Diskurs | 79 |
| | 2.2.4.3.1 Erzählungen | 80 |
| | 2.2.4.3.2 Witzerzählungen | 82 |
| | 2.2.4.3.3 Argumentation und Diskussion | 84 |
| | 2.2.5 Sprache in Institutionen und Medien. | 86 |
| 2.3 | Nonverbale Kommunikation | 93 |
| | 2.3.1 Dekodierungs- und Enkodierungsleistungen nonverbalen Verhaltens | 95 |
| | 2.3.2 Mimik | 98 |
| | 2.3.3 Gestik | 103 |
| | 2.3.4 Körperhaltung und Proxemik. | 104 |
| 2.4 | Spracherwerb. | 107 |
| | 2.4.1 Der Erwerb des Sprachsystems. | 107 |
| | 2.4.2 Geschlechterdifferenzen im Sprachgebrauch und Gesprächsverhalten von Kindern | 109 |
| | 2.4.2.1 Sprechakttypen | 110 |
| | 2.4.2.2 Interpersonelle Kommunikation | 111 |
| | 2.4.2.2.1 Redemenge | 111 |
| | 2.4.2.2.2 Unterbrechungen. | 112 |
| | 2.4.2.2.3 Gesprächsarbeit | 112 |
| | 2.4.2.2.4 Kommunikative Orientierungen | 113 |
| | 2.4.2.2.5 Die Kommunikation von Gefühlen | 117 |
| | 2.4.2.2.6 Geschlechterdifferenzen in Erzählungen von Kindern | 119 |
| | 2.4.3 Geschlechterdifferenzen im Kommunikations- verhalten der Eltern | 121 |
| | 2.4.3.1 Die Quantität der elterlichen Kommuni- kation | 122 |
| | 2.4.3.2 Die Qualität des elterlichen Kommuni- kationsverhaltens. | 123 |
| | 2.4.3.2.1 Sprachanpassung bei Müttern und Vätern | 123 |
| | 2.4.3.2.2 Der Kommunikationsstil von Müttern und Vätern | 124 |
| | 2.4.3.2.3 Das Reden der Eltern über Gefühle. | 128 |
| | 2.4.3.2.4 Das Erzählverhalten von Müttern und Vätern | 129 |

| | | |
|-----------|-----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|------------|
| 2.5 | Evaluation der Methoden und theoretischen Annahmen zu Sprache und Geschlecht | 130 |
| 2.5.1 | Methodische Probleme. | 131 |
| 2.5.2 | Latente theoretische Annahmen zu Geschlecht, Sprache und Kommunikation | 136 |
| 2.5.3 | Die Einschätzung und Bewertung von Geschlechterdifferenzen. | 137 |
| 3. | Erklärungsansätze | 140 |
| 3.1. | Sozialisations- und lerntheoretische Konzepte | 140 |
| 3.1.1 | Sozialisation durch Eltern, Schule und Medien | 140 |
| 3.1.2 | Sozialisation durch Gleichaltrige | 143 |
| 3.2 | Kognitionspsychologische Konzepte | 145 |
| 3.2.1 | Das kognitionspsychologische Konzept von Kohlberg | 146 |
| 3.2.2 | Gender-Schema Theorien | 148 |
| 3.3 | Psychoanalytische Konzepte. | 151 |
| 3.4 | Sozialpsychologische Erklärungskonzepte | 154 |
| 3.4.1 | Die Theorie der soziale Rollen | 154 |
| 3.4.2 | Die Statuserwartungstheorie. | 158 |
| 3.5 | Interaktive Modelle | 161 |
| 3.5.1 | Das interaktive Modell von Kay Deaux und Brenda Major | 161 |
| 3.5.2 | Das <i>doing gender</i> -Modell | 164 |
| 3.5.3 | Das Modell der vielfältigen sozialen Praktiken | 166 |
| 3.6 | Biologische Erklärungsansätze | 167 |
| 3.6.1 | Evolutionsbiologische Erklärungsansätze | 167 |
| 3.6.2 | Genetisch regulierte, hormonell bedingte Verhaltensunterschiede der Geschlechter | 171 |
| 3.6.3 | Geschlechterdifferenzen in der Anatomie, der Entwicklung und in den neurokognitiven Verarbeitungsmechanismen des Gehirns. | 174 |
| 3.7 | Evaluation der Erklärungsansätze. | 179 |
| 4. | Wirkungen: Sprachpolitik und Sprachwandel | 182 |
| 4.1 | Empfehlungen zur Vermeidung sexistischen Sprachgebrauchs | 184 |
| 4.2 | Auswirkungen in der Legislative, in der Administration, in den Medien, Bildungsinstitutionen und in der Politik | 187 |
| 4.3 | Empfehlungen zur Veränderung des Kommunikationsstils | 191 |

| | |
|---------------------------------|-----|
| 5. Literaturverzeichnis | 194 |
| 5.1 Einführende Literatur | 194 |
| 5.2 Zitierte Literatur | 196 |

1. Zur Entwicklungsgeschichte und Aktualität des Forschungsbereichs Sprache und Geschlecht

Die Welt zu kategorisieren ist eine den Menschen auszeichnende Neigung. Die Kategorisierung von Menschen nach ihrem Geschlecht scheint eine universell verbreitete und einem starken Bedürfnis entsprechende Tendenz zu sein.

»Welchem Geschlecht jemand angehört, ist neben dem Alter das wichtigste zur allgemeinen Charakterisierung eines Menschen herangezogene Merkmal. Die Geschlechtszugehörigkeit wird im Paß festgehalten, sie geht in die soziale Anrede ein und bestimmt das menschliche Zusammenleben in vielerlei Hinsicht. Sie ist nicht nur für das Sexualverhalten im engeren Sinne und das Verhältnis der Geschlechter zueinander von Bedeutung. Schon vor der Geburt eines Kindes beschäftigt die werdenden Eltern besonders die Frage, ob es ein Junge oder Mädchen wird« (Trautner 1997, S. 323).

Während es kaum anrühlich ist, dass Menschen ihre Umwelt als belebt oder unbelebt, fest oder fluide, rot oder grün, angenehm oder unangenehm kategorisieren und Taxonomien und Wissenschaftssysteme entwickelt haben, ist die Kategorie ›Geschlecht‹ und die Kategorisierung von Menschen als ›weiblich‹ oder ›männlich‹ spätestens mit der sog. neuen Frauenbewegung problematisch geworden. Dies hat zahlreiche Gründe. Ein wesentlicher Grund war und ist der, dass mit dem Geschlecht einer Person eine unterschiedliche Bewertung verbunden war und ist. Dies widerspricht dem **Gleichheitsgrundsatz**, wie er in demokratischen Gesellschaften in den Grundgesetzen festgeschrieben ist. Die prinzipielle Gleichheit von Menschen ungeachtet ihres Geschlechts, ihrer ethnischen Zugehörigkeit oder Religion vor dem Gesetz und die damit verbundene Gleichheit der Chancen entspricht jedoch nicht den realen Gegebenheiten, wie die folgenden Fakten zeigen.

1.1 Einige Fakten

In hoch industrialisierten Staaten wie den USA besteht ein Lohngefälle zwischen Männern und Frauen für gleiche Arbeit bei gleicher Ausbildung, gleichem Alter und vergleichbarer Dauer der Berufstätigkeit: »For example, the median weekly wage for full-time workers

2 Zur Entwicklung des Forschungsbereichs Sprache und Geschlecht

in the United States in 1996 was \$557 for men and \$418 for women [...] (Halpern 2000, S. 5). In der Bundesrepublik lag 1997 »[...] das Jahresbruttoeinkommen einer abhängig vollzeitbeschäftigten Frau [...] durchschnittlich bei knapp 44.900 DM, dasjenige eines Mannes bei 59.000 DM« (Bericht der Bundesregierung 2002, S. 3). Hier führt auch »[...] ein höherer Bildungsabschluss bei Frauen nicht zu einem gleich hohen Einkommen wie bei Männern. Im Westen erreichen Frauen (Vollzeit) mit Universitätsabschluss 72% (Ost: 89%) des Einkommens von Männern mit vergleichbarem Bildungsniveau [...]« (ebd., S. 4). Deutlich mehr Frauen als Männer leben unterhalb der Armutsgrenze. Die Kinderbetreuung ist weiterhin überwiegend Aufgabe der Frauen, die dies in Deutschland zudem meist nicht mit einer vollen Erwerbstätigkeit vereinbaren können (vgl. Statistisches Bundesamt 2003). 85% der Alleinerziehenden in Deutschland sind Frauen, von denen ein hoher Anteil auf Sozialhilfe angewiesen ist (vgl. Statistisches Bundesamt 2003). Frauen sind weder in höheren Leitungspositionen in der Wirtschaft noch in der Politik nennenswert vertreten (Halpern ebd.; Bericht der Bundesregierung 2002, S. 3; Bund-Länder-Kommission 2003). Weltweit sind der Infantizid und die Abtreibung von Mädchen weit häufiger als von Jungen.

»The selective abortion of female fetuses and infanticide of female infants have resulted in 100 males for every 92 females in India and 100 males for every 28 females in rural China, with disparate sex ratios favoring males in many other countries in the world [...]« (Halpern 2000, S. 6).

Weit weniger Mädchen als Jungen lernen lesen und schreiben und gehen zur Schule. Noch in den 1960er Jahren mussten Frauen in der damaligen BRD, die einem Beruf nachgehen wollten, ihren Ehemann um Erlaubnis ersuchen (Limbach 1990). In dem *Who is Who* in America (von 1988), in dem die bedeutendsten Persönlichkeiten in Politik, Wirtschaft, den Künsten und der Wissenschaft aufgeführt sind, beziehen sich 93% der Einträge auf Männer. Dem entspricht, dass berühmte Männer kognitiv deutlich eher verfügbar sind als berühmte Frauen, wie eine Befragung von Yale-Studierenden ergab, in der 84% der Befragten einen Mann auf die Frage, eine berühmte Person zu nennen, angaben und nur 16% einen weiblichen Namen anführten (Banaji/Greenwald 1995, S. 182).

Diese Fakten zeigen: »Being female or male is a central fact in all of our lives« (Halpern 2000, S. 7). Diese Fakten zeigen auch, dass Frauen und Mädchen sich in einer schlechteren sozialen Position befinden. Dies galt lange Zeit als naturgegeben.

1.2 Die Ungleichheit der Geschlechter und die Sprache: Traditionen

Die Traditionen der Betrachtung der Menschen und ihres Geschlechts sind seit der Aufklärung bis weit in das 20. Jahrhundert durch ein Spannungsverhältnis gekennzeichnet:

»Natürliche Gleichheit aller Menschen und natürliche Ungleichheit zwischen den Geschlechtern sind der paradoxe Kanon des 19. Jahrhunderts, der bis weit in die Mitte des 20. Jahrhunderts noch selbstverständlich bleibt« (Pasero 1994, S. 275).

Diese »natürliche Ungleichheit zwischen den Geschlechtern« wurde begründet im unterschiedlichen Wesen der Geschlechter. Joseph Görres (1776-1848) stellte etwa fest:

»Leidend ist seinem Wesen nach das Weib [...] was ihr von außen her geboren wird, das nur empfängt es hingegeben [...]; nur wenn sie ihre Persönlichkeit ganz an den Mann verliert, dann liebt sie voll und göltig« (Görres zit. nach Hof 1995, S. 5).

Für Jean Jacques Rousseau (1712-1778) ist die Würde der Frau, »[...] nicht gekannt zu sein; ihre Ehre ist die Achtung ihres Mannes; ihre Freuden liegen im Glück ihrer Familie [...]« (Rousseau zit. nach Hof 1995, S. 5).

Dieser noch weit in das 20. Jahrhundert hinein geltenden **Wesens- und Aufgabenbestimmung für das weibliche Geschlecht** entsprach, welche Fähigkeiten und Neigungen Frauen und Mädchen zugeschrieben wurden. Intellektuelle Betätigungen von Frauen galten als wider-natürlich und nur in Ausnahmefällen, wenn überhaupt, zulässig. Dies wurde z.B. in der Debatte um die Zulassung von Frauen zu einem Universitätsstudium deutlich und mit unterschiedlicher Schärfe artikuliert. Max Planck, der eine gemäßigte Position vertrat, konzidierte zwar Frauen, wenn sie, was nach Planck selten vorkommt, eine Begabung für theoretische Physik haben, den »probeweisen und stets wider-ruflichen Zutritt« zu seinen Vorlesungen und Übungen; er war aber im Grundsatz der Auffassung: »Amazonen sind auch auf geistigem Gebiete naturwidrig« und man könne

»[...] nicht stark genug betonen, daß die Natur selbst der Frau ihren Beruf als Mutter und als Hausfrau vorgeschrieben hat und daß Naturgesetze unter keinen Umständen ohne schwere Schädigungen, welche sich im vorliegenden Falle besonders an dem nachwachsenden Geschlecht zeigen würden, ignoriert werden können« (Planck, zit. nach Kirchhoff 1897, S. 257f.).

Der Psychiater Erb befürchtete »[...] die hereditäre Übertragung von der unter den studierenden Mädchen ohne Zweifel erheblich zuneh-

4 Zur Entwicklung des Forschungsbereichs Sprache und Geschlecht

menden Kurzsichtigkeit und der nervösen Dispositionen« (Erb, zit. nach Kirchhoff 1897, S. 128). Und für Rudolf von Virchow war »[...] alles, was wir an dem wahren Weibe Weibliches bewundern und verehren [...] nur eine Dependenz der Eierstöcke« (v. Virchow, zit. nach von Braun 1997).

Nicht weniger geringschätzig und vorurteilvoll fiel die Bewertung der Sprachfähigkeiten von Frauen und Mädchen aus. Diese wurden z.B. von Jespersen um die Wende zum 20. Jahrhundert rundheraus der Mittelmäßigkeit geziehen.

»Die frauen bewegen sich vorzugsweise auf dem mittelfeld der sprache, wobei sie alles abseits des weges liegende oder seltsame vermeiden, die männer dagegen prägen oft entweder neue wörter oder nehmen altmodische wieder auf, wenn es ihnen dadurch ermöglicht wird oder sie es sich wenigstens einbilden, einen angemesseneren oder genaueren ausdruck für ihre gedanken zu finden. Die frauen folgen regelmäßig der landstraße der sprache, die männer aber geben häufig der neigung nach, einen schmalen seitenpfad einzuschlagen oder sogar sich einen neuen weg erst zu bahnen« (Jespersen 1925, S. 231f.).

Außerdem sei die **Syntax der Frauensprache** primitiver als die der Männersprache, denn die syntaktischen Muster, die Frauen gebrauchen, seien überwiegend parataktisch (Jespersen 1925, S. 236). Die Sprache der Frauen sei darüber hinaus inhaltsarm, die Gedankenführung sei unvollständig (ebd., S. 235); dafür seien aber ihre Äußerungen schneller und wortreicher. Dies erklärt sich für Jespersen aus der Tatsache, dass der Wortschatz der Frauen eben kleiner und damit handlicher ist. Für Jespersen ist es eine Tatsache, »[...] dass nämlich die frauen nicht dieselben äußersten punkte erreichen wie die männer, sondern in den meisten beziehungen näher dem durchschnitt bleiben« (ebd., S. 237). Immerhin bleibt Frauen ein Trost, denn: »Das größte sprachliche genie und der tiefste grad sprachlichen schwachsinn sind selten unter frauen zu finden« (Jespersen 1925, S. 238).

In ganz ähnlicher Weise äußerten sich die Begründer der modernen Kindersprachforschung, Clara und William Stern in ihrem Buch *Die Kindersprache* (1928/1965). Sie stellten eine schnellere Sprachentwicklung bei Mädchen fest und erklärten diese mit der größeren sprachlichen Rezeptivität von Mädchen. Mädchen sind stärker von ihrer Umwelt abhängig, sie sind anschmiegsamer als Jungen: »Sie geben sich mehr den Eindrücken hin, sind imitativ stärker veranlagt als die Knaben, sprechen daher auch früher korrekter und konventioneller als die gleichaltrigen Knaben« (Stern/Stern 1928/1965, S. 287). Jungen dagegen

»[...] handhaben zuweilen ihr relativ karges Sprachgut mit großer Selbständigkeit und einer gewissen [...] Gleichgültigkeit gegen die Beschaffenheit ihrer

sprachlichen Erzeugnisse. Dies kann bald den Eindruck einer mehr oder minder starken Unbeholfenheit, bald den einer besonderen Originalität machen« (Stern/Stern 1928/1965, S. 287).

Aber nicht nur bezüglich der Art, in der die Geschlechter Sprache gebrauchen, wurden wertende Unterscheidungen getroffen; derartige Unterscheidungen wurden auch dem sprachlichen System selbst angeschlossen. Für Jacob Grimm (1785-1863) entstanden die Genera durch

»[...] eine in der phantasie der menschlichen sprache entsprungene ausdehnung des natürlichen auf alle und jede gegenstände. Durch diese wunderbare operation haben eine menge von ausdrücken, die sonst todt und abgezogene begriffe enthalten, gleichsam leben und empfindung empfangen, und indem sie von dem wahren geschlecht formen, bildungen, flexionen empfangen, wird über sie ein die ganze sprache durchziehender reiz von bewegung und zugleich bindender verknüpfung der redeglieder unvermerkt ausgegossen« (Grimm 1831, S. 346).

Die drei Genera haben nach Grimm die folgenden Eigenschaften:

»Das masculinum scheint das frühere, größere, festere, sprödere, raschere, das thätige, bewegliche, zeugende; das femininum das spätere, kleinere, weichere, stillere, das leidende, empfangende; das neutrum das erzeugte, gewirkte, stoffartige, generelle, unentwickelte, collective, das stumpfere, leblose« (Grimm 1831, S. 357).

Dieser semantisierend-analogisierende Zugang zur Bestimmung des grammatischen Geschlechts durch Grimm fand schon bei seinem Zeitgenossen Karl Brugmann erheblichen Widerspruch:

»Brugmann hatte gegen Grimms Metaphorisierungstheorie eingewandt, daß die Poetisierung der Welt mittels Sexualisierung gerade in den Sprachen sogenannter primitiver Völker nicht angetroffen wird, da es dort häufig keine Genussysteme gebe. Ein Übermaß an Phantasie und poetischen Metaphern würde also vielmehr bei Grimm als bei ›unseren Vorfahren‹ zu vermuten sein« (Leiss 1994, S. 291).

Die Thesen von Jacob Grimm entsprachen dem Zeitgeist des 18. und 19. Jahrhunderts. Trotz der mit de Saussure beginnenden neuen, strukturalistischen Sicht auf Sprache und der korrespondierenden Annahme einer weitgehenden Arbitrarität grammatischer Kategorien bezüglich natürlichen Tatsachen, erhielt die Ansicht Grimms (die auch auf dem Hintergrund der Humboldtschen Theorie zu sehen ist) jedoch eine gewisse, erneute Aktualität insofern, als Sprache als ein Ausdruckssystem einer jeweiligen historischen Epoche und Kul-

tur gesehen wurde und somit Sprache der Frage zugänglich blieb, ob in ihrer Struktur historische Traditionen und Gegebenheiten der Geschlechterbewertung eingeschrieben sind, eine Sicht auf Sprache, die nicht nur in der feministischen Linguistik, sondern in der neueren Linguistik insgesamt u.a. auch mit ihrer Neubewertung der Sapir-Whorf-Hypothese verfolgt wird (Gumperz/Levinson 1996).

1.3 Neue Perspektiven

Als die Gleichheitschancen der Geschlechter ab den 1970er Jahren nachhaltig eingefordert wurden, wurden auch die mit den Geschlechtern assoziierten **intellektuellen und sprachlichen Unterschiede** und deren Niederschlag in Elementen des sprachlichen Systems thematisch. Dabei ergaben sich die folgenden Fragen:

- Sind die Unterschiede nur im Stereotyp vorhanden, oder sind sie real?
- Wie sind die Unterschiede zu erklären, wie sind sie zu bewerten?
- Welche geschlechtsbezogenen Asymmetrien sind im Sprachsystem eingeschrieben, welche psychologischen Wirkungen haben sie?
- Wie ist der Zusammenhang von sozialer Position der Geschlechter in der Gesellschaft und Sprache zu sehen?

Diese Fragen wurden in der **geschlechterbezogenen Sprachforschung**, die sich auch auf Arbeiten der Soziolinguistik und Anthropologie bezog, mit unterschiedlichen Annahmen und Zielsetzungen verfolgt. Hierbei kristallisierten sich sehr verschiedene Sichtweisen auf den Begriff ›Geschlecht‹ und seinen Bezug zu Sprache und Sprachgebrauch heraus. Damit verbunden war auch eine veränderte Sichtweise auf Wissenschaft. Im Zuge der sog. Neuen Frauenbewegung etablierte sich die **Frauenforschung**, die sich von der langen Tradition des Forschens über Frauen darin unterschied, dass »[...] die weibliche Lebenserfahrung sozialer und kultureller Realität als Grundlagen wissenschaftlichen Arbeitens« (Hof 1995, S. 6) reklamiert und ein anderes Erkenntnisinteresse artikuliert wurde:

»Die ›Theorien‹, die Frauen etwa eine besondere Irrationalität, Sanftmut und Häuslichkeit zuschrieben, galten nunmehr als männliche Legitimationsstrategien, die weniger eine Deutung als eine Rechtfertigung des jeweiligen *status quo* zum Ziel hatten. [...] In Frage gestellt wurde das ›neutrale‹, ›ungeschlechtliche‹ Forscher-Individuum der theoretischen und kritischen Arbeit, das zwar lange Zeit darauf bedacht war, die universellen menschlichen Werte

der Aufklärung hervorzuheben, jedoch die geschlechtsspezifischen Machtverhältnisse innerhalb unserer Kultur nahezu vollständig vergessen hatte« (Hof 1995, S. 7).

Die Grundannahme des **feministischen Wissenschaftsverständnisses** formuliert Marlis Hellinger wie folgt:

»Die Produktion, Präsentation und Weitergabe wissenschaftlicher Erkenntnisse wird [...] wesentlich von Prinzipien des Patriarchats geleitet, weibliche Perspektiven bleiben weitgehend unberücksichtigt. Dabei ergibt sich die Dominanz männlicher Interpretation von Wirklichkeit keineswegs unmittelbar aus der Qualität der entwickelten Theorien, nicht zuletzt hängt es von den bestehenden Herrschaftsverhältnissen ab, ob sich eine bestimmte Theorie durchsetzt oder nicht« (Hellinger 1990, S. 47).

Was dieses neue Wissenschaftsverständnis auszeichnete, ist »[...] das wissenschaftspolitische Interesse an der Verfasstheit von Geschlechterverhältnissen und die Kritik an allen Formen von Macht und Herrschaft, die Frauen diskriminieren und deklassieren« (Becker-Schmidt/Knapp 2001, S. 7). Die feministische Theorie wird bestimmt als eine »Form kritischer Theorie«, für die der »[...] Zusammenhang zwischen wissenschaftlichem Erkenntnisinteresse und politischer Praxis [...]« konstitutiv ist (ebd., S. 7); dagegen ist die Bezeichnung »**Frauen- und Geschlechterforschung**« nur eine Benennung des Gegenstandsbereichs der Analysen.

Diese enge Bindung wissenschaftlichen Erkenntnisinteresses an politische Praxis und die Grundannahme, dass Wissenschaft durch und durch männlich geprägt ist, implizierte auch ein Infragestellen der universellen Vernunftideale der Aufklärung und führte u.a. zu einer Unterscheidung von »guten« und »gerechten« Theorien wie bei McCormack (1981). Eine gute Theorie ist für McCormack (1981, S. 5, zit. nach Hellinger 1990, S. 47) »[...] a logically related set of principles which generate a series of hypotheses about human behaviour that are in principle testable«; eine gerechte Theorie dagegen »[...] excludes any principle of explanation which accounts for the biological or social necessity of social inequality« (ebd.).

Die **feministische Wissenschaftskritik und Wissenschaftsauffassung** hat nicht unerhebliche Widerstände provoziert. Während nicht bestritten wurde, dass Wissenschaft grundsätzlich auch gegenüber den praktischen Konsequenzen ihrer Forschungsergebnisse Verantwortung zu tragen und Methoden sowie Fragestellungen aus der Wissenschaft auszuschließen sind, die unethisch sind, ist es als empfindliche Einschränkung der Wissenschafts- und Gedankenfreiheit zu sehen, wenn – wie bei McCormack – auf Erklärungsprinzipien z.B. biologi-

scher Art verzichtet werden soll, sofern sie soziale Ungleichheit legitimieren helfen. Dass Wissenschaft immer wieder zur Absicherung bestimmter Ideologien herangezogen wurde (oder manche Wissenschaftler sich hierzu anboten), kann nicht rechtfertigen, Fakten und rational begründete Erklärungen zu übergehen; vielmehr sind diese einem argumentativ begründenden Diskurs zu unterziehen.

Dass wissenschaftliche Theorien sich nicht alleine wegen ihrer Qualität, sondern z.T. auch ihrer Passfähigkeit zu aktuellen gesellschaftlichen Problemlagen durchsetzen, diskreditiert nicht schon per se die Theorie. Nicht zuletzt impliziert ja die gesellschaftskritische Zielrichtung der feministischen Wissenschaft als Kritik an patriarchalischen Entwürfen, dass sie diesen »[...] nachweist, daß sie auf nicht haltbaren Annahmen über Rahmenbedingungen, Voraussetzungen und Geltungsbereich beruhen« (Hellinger 1990, S. 48). Der Nachweis muss sich der Mittel wissenschaftlicher Recherche und der Regeln der Logik bedienen.

Wenngleich ein Teil der Kritik an zugespitzten feministischen Wissenschaftsauffassungen durchaus berechtigt ist, ist nicht zu übersehen, dass der Widerstand sich auch gegen eine **Kritik am sog. Patriarchat** richtete und sich in äußerst polemischen Gegenäußerungen ausdrückte (z.B. Roger Scruton, zit. in Graddol/Swann 1989, S. 95).

Die enge Bindung wissenschaftlichen Erkenntnisinteresses an politische Praxis hat auch zu sehr unterschiedlichen Sichtweisen auf die Beziehung zwischen Sprache und Geschlecht geführt. Aber so unterschiedlich, wie die Sichtweisen sich auch entwickelten, eine grundlegende Gemeinsamkeit blieb, nämlich die Annahme, dass das Arrangement der Geschlechter keine Naturtatsache, sondern Ergebnis sozialer, historisch gewordener Verhältnisse ist. Dies fand seinen Ausdruck darin, dass nicht mehr nur von »sex« oder »Geschlecht« sondern von *sex* und *gender* gesprochen wurde. Die Unterscheidung zwischen *sex* und *gender* geht auf den Psychoanalytiker Robert Stoller zurück, der bei seinen Untersuchungen der Geschlechtsidentität von Menschen mit fehlenden oder inkongruenten sexuellen Merkmalen Ende der 1960er Jahre feststellte, dass die körperlichen Merkmale nicht mit den psychischen übereinstimmten, man also ein biologisches und ein soziales/sozialisiertes Geschlecht unterscheiden müsse. Ann Oakley brachte diese Unterscheidung in die feministische Debatte ein und stellte fest:

»Sex ist ein Wort, das sich auf die biologischen Unterschiede zwischen männlich und weiblich bezieht [...], dagegen ist Gender eine Sache der Kultur: es bezieht sich auf die soziale Klassifizierung in »maskulin« und »feminin« (Oakley 1972, zit. nach Frey/Dingler 2001, S. 9).

Die hier sprachlich und begrifflich vorgenommene Aufspaltung der Menschen in biologische und soziale Wesen ist problematisch, denn sie »[...] assumes a great deal more knowledge than actually exists regarding the sources of male-female differences; also, it falsely dichotomizes potential influences, ignoring the possibility that behavior is shaped by a complex interplay between social and biological factors [...]« (Collaer/Hines 1995, S. 61).

Außerdem scheint die Unterscheidung in *sex* und *gender* nicht den gewünschten Effekt zu haben, denn die Bedeutung von *gender* hat sich der des zuvor gebräuchlichen *sex* angenähert (vgl. Przygoda/Chrisler 2000); so wird selbst das Geschlecht von Ratten in einschlägigen Publikationen als *gender* bezeichnet (vgl. ebd. S. 554). Bergvall (1999, S. 276) stellt fest: »[...] the resolution of the sex/gender debate comes down to simple substitution of ›gender‹ for ›sex‹ as a more polite term, probably to avoid the taboo implications of sexuality«. Es scheint demnach schwer möglich zu sein, die biologische und die soziale Dimension sprachlich klar zu trennen (vgl. Fausto-Sterling 1992). Der Sprachgebrauch reflektiert, was die Debatten um Erbe und Umwelt gezeigt haben: »The interface between experience and biology is seamless« (Halpern/Ikier 2002, S. 16).

Die neue Perspektive der geschlechtsbezogenen Sprachforschung bestand in der These, dass Geschlecht in Sprache und Sprachgebrauch Reflex patriarchaler Machtverhältnisse und dieses in Forschung und Theoriebildung aufzuklären ist.

1.4 Die Entwicklung der feministischen Sprach- und Sprachgebrauchsanalyse

Die Positionen, die seit den 1970er Jahren zum Verhältnis von Sprache und Geschlecht auf dem Hintergrund des Verständnisses von ›Geschlecht‹ als sozialer Kategorie erarbeitet wurden, unterschieden sich darin, wie sie die Wirkungen des Sozialen auf Geschlecht und Sprache bestimmten. Die wissenschaftsgeschichtlich erste Konzeption war die

- *Defizitkonzeption*; sie unterstellte Frauen einen grundsätzlichen Mangel an Einfluss und Kompetenzen. Diese Konzeption wurde abgelöst von der
- *Differenzkonzeption*; hier wurden die Unterschiede als gleichwertige Differenzen betont. Dieser Konzeption folgten
- *Konzeptionen der radikalen Dekonstruktion* des Geschlechtskonzeptes; in ihnen wurde die Kategorie ›Geschlecht‹ in eine historische, soziale und situativ variable Kategorisierung aufgelöst.

Diese Veränderungen in den Konzeptionen sollen im Folgenden kurz nachgezeichnet werden, da in ihnen äußere Zugzwänge, innere Aporien, aber auch Entwicklungsperspektiven des Themenfeldes und seiner wissenschaftlichen Bearbeitung sichtbar werden, die den Hintergrund dieses Buches bilden.

1.4.1 Die Defizitkonzeption

Die erste Phase der feministischen Sprach- und Sprachgebrauchsanalyse begann 1970 in den USA (mit dem vermutlich ersten Seminar zum Thema von Mary Ritchie Key an der Universität von Kalifornien in Irvine) und setzte ab 1978 in Europa ein (1978 mit dem 8. Weltkongress für Soziologie in Uppsala, 1979 mit dem internationalen Symposium »Sprache und Geschlecht« an der Universität Osnabrück; vgl. Hellinger 1990, S. 9). Diese erste Phase ist bis ca. 1980 anzusetzen. Hier folgten die Forscherinnen im Wesentlichen den Auffassungen von Jespersen, unterlegten ihnen aber eine andere Wertung, nämlich die, dass die Formen des weiblichen Sprachgebrauchs **Ausdruck der Machtlosigkeit** von Frauen in der Gesellschaft sind. Zuerst wurde diese Konzeption geschlechtsbezogener Sprache von Robin Lakoff (1975) und Mary Ritchie Key (1975) artikuliert. Lakoff stellte in ihrem einflussreichen Buch *Language and women's place* die folgenden **Merkmale einer »Frauensprache«** zusammen, durch die Frauen den ihnen zugewiesenen inferioren Status in der Gesellschaft signalisieren:

- Frauen besitzen einen großen, auf ihre typischen Interessen und kommunikativen Absichten bezogenen Wortschatz; sie benutzen insbesondere differenzierte Adjektive wie z.B. *mauve, ecru, beige* und sie gebrauchen *empty adjectives* wie *divine, charming, cute*.
- Frauen verwenden Frageintonation oder sog. *tag-questions*, um Feststellungen oder Aussagen abzuschwächen wie in *it's so hot, isn't it?*
- Frauen gebrauchen häufiger *hedges* wie *well, y'know, kinda, sorta* oder Ausdrücke wie *I guess, I think* oder *I wonder* als Einleitung von Aussagen und Fragen.
- Frauen verwenden häufig den *intensifier so*, um den Ausdruck starker Gefühle oder starker Behauptungen abzuschwächen; so sagen sie nicht *I like him very much* sondern *I like him so much*.
- Frauen haben eine hyperkorrekte Grammatik.
- Frauen gebrauchen häufiger *superpolite forms*.
- Frauen erzählen keine Witze.
- Frauen sprechen in *italics*, d.h. mit besonderer Betonung und Hervorhebung; dabei gebrauchen sie häufiger Gesten. Sie tun dies, weil ihre Rede sonst nicht beantwortet würde (vgl. Lakoff 1975, S. 53-57).

Lakoff stützte sich nicht auf systematische empirische Untersuchungen, sie bezeichnet manche ihrer Thesen selbst als spekulativ (Lakoff 1975, S. 57). Eine systematische Überprüfung ihrer Thesen und kurssorischen Beobachtungen wurde im Anschluss an ihr Buch unternommen. In diesen Studien wurden **einzelne Sprachmerkmale**, *isolated items*, so z.B. die *tag questions*, abschwächende Partikel, oder höfliche vs. direkte Ausdrucksweisen und ähnliches auf ihre unterschiedliche quantitative Verteilung in der Rede von Männern und Frauen untersucht. Die Ergebnisse der Studien des *isolated items approach* zeigten, »[...] that very few expected sex differences have been firmly substantiated by empirical studies of isolated variables« (Thorne et al. 1983, S. 13).

Wenn mit diesem *approach* nicht gezeigt werden konnte, dass die Sprechweise der Frauen sich von der der Männer unterscheidet, konnte die Annahme nicht als bestätigt gelten, dass Frauen ebenso wie in der Gesellschaft im Mikrokosmos des kommunikativen Miteinander im Gespräch in unterlegener Position sind. Da diese Annahme weiterhin für höchst plausibel gehalten wurde, glaubte man, mit einer veränderten Forschungsstrategie zu überzeugenderen Ergebnissen zu kommen. Diese gründete sich nach Thorne et al. (1983, S. 14) auf die folgende **Kritik an der bisherigen Forschung**: Die linguistischen Einheiten wie z.B. Phoneme, Wörter, Tonhöhenverläufe sind häufig zu kleine Einheiten und die quantitativen Methoden der Auswertung zu weit vom Kontext entfernt, als dass man hätte zu bedeutungsvollen Ergebnissen kommen können bezüglich der Beziehung zwischen Geschlecht und Sprache. Außerdem war man nach Thorne zu sehr darauf aus, ein Gesamtbild der Geschlechterdifferenzen im Sprachgebrauch zu zeichnen und einen *genderlect* zu identifizieren. Das Bild des *genderlect* scheint zu abstrakt und zu überzeichnet, da es impliziert, es gebe Unterschiede in den Grundstrukturen der Codes von Frauen und Männern, nicht aber davon ausgeht, dass es sich um variable Differenzen und Ähnlichkeiten in der Verwendungshäufigkeit spezifischer Sprachmuster in einem gemeinsam geteilten Code handelt. *Genderlect* impliziert mehr Homogenität unter den Frauen und Männern und mehr Differenzen zwischen den Geschlechtern als tatsächlich der Fall ist. Die Autorinnen kommen daher zu folgendem Schluss: »The most fruitful research on gender and speech has conceptualized language not in terms of isolated variables, nor as an abstracted code, but within contexts of actual use« (ebd.). Ähnlich kritisch stellte Haas fest:

»Sex is not the only variable to influence a speech style. There is a complex interaction of personal characteristics such as sex, age, education, occupation, geographical region, ethnic background, and socioeconomical status,

12 Zur Entwicklung des Forschungsbereichs Sprache und Geschlecht

and contextual factors such as communication situation, environment, and participants« (Haas 1979, S. 624).

Sehr deutlich warnt Becker-Schmidt vor der Homogenisierung realer Differenzen bei Gebrauch der Kategorie ›Geschlecht‹ als isolierter Variable:

»So universell die Ungleichbehandlung von Frauen auch sein mag – ihre Analyse bedarf, bei aller Betonung des Gemeinsamen, doch auch der Beachtung von Differenzen. Eine feministische Sichtweise, die sich nur auf die Frauen als Gleiche einlassen will, macht den Begriff ›weiblich‹ wieder zu einer Subsumptionskategorie, wie er es schon immer war« (Becker-Schmidt 1985, zit. nach Frank 1992, S. 9).

Verbunden mit diesen theoretischen und methodischen Umorientierungen war auch eine Problematisierung der Annahme weiblicher Inferiorität, eines Defizits in ihrer Sprachgebrauchsweise. Der Gedanke kam auf, dass die These eines sprachlichen Defizits oder gar einer Sprachlosigkeit von Frauen die nur anklagend gewendete, aber letztlich nicht hinterfragte Perpetuierung der Position war, der zufolge Frauen eben nichts Eigenes, keine eigene Perspektive haben können. Unter diesem Blickwinkel war nur Sprachverweigerung, nicht aber das Finden einer eigenen Sprache und das Durchsetzen einer eigenen, weiblichen Sprechweise denkbar.

Ein Defizit wurde auch in den **Analysen des Sprachsystems** ausgemacht; es wurde darin gesehen, dass Frauen in der Sprache nicht gleich berechtigt repräsentiert sind. So wurden lexikalische Lücken, lexikalische Asymmetrien, auf das männliche als Archilexem bezogene Ableitungsmuster sowie vor allem im Bereich der Personenbezeichnungen und der personalen Referenz ein Überwiegen des Männlichen diagnostiziert und dieses als Reflex männlicher Herrschaft im Sprachsystem gewertet. Das Überwiegen des Männlichen hatte bereits Karl Kraus 1912 (vgl. Grabrucker 1993, S. 11) konstatiert und dieser Kritik entsprechend wurden hartnäckig und wirkungsvoll vielfältige sprachreformerische Vorschläge gemacht, die zu einem Sprachwandel sowohl im lexikalischen wie syntaktischen Bereich führten (Pusch 1985; Hellinger 2000).

Während in der **Sprachgebrauchsanalyse** das Defizit der Frauen deren Gebrauch von Sprache angelastet wurde, betrachteten die **Sprachsystemanalytikerinnen** die Sprache selbst als Behinderung und Einschränkung von Frauen und forderten deren Veränderung. Dies hat, wie immer, wenn etablierte Sprachstrukturen verändert werden sollen, erhebliche Kontroversen ausgelöst. Deren Schärfe und Polemik erscheinen aus heutiger Sicht nicht mehr ganz verständlich (Hellinger 2000), richtete sich doch die Kritik nicht auf das Sprachsystem

als ganzes, sondern nur auf einen Teil, vornehmlich das System der Personenbezeichnungen; außerdem ist Sprachkritik, die bekanntlich auf eine lange Tradition zurückblickt (vgl. Schiewe 1998), nicht per se ein anstößiges Unternehmen.

Während die These der Nicht-Sichtbarkeit von Frauen in der Sprache bis in heutige Zeit durch zahlreiche empirische, auch sprachvergleichende Studien insbesondere bezüglich der psychologischen Realität der Nicht-Sichtbarkeit weiterverfolgt und ausdifferenziert, in ihrem Kern aber nicht wesentlich verändert wurde, wurde die theoretische und methodische Ausrichtung der Sprachgebrauchsanalyse an einer Defizitkonzeption zu Gunsten der Differenzkonzeption aufgegeben.

1.4.2 Die Differenzkonzeption

Ein Schlüsselbegriff der Neuorientierung, die die Defizitkonzeption ablöste, war der der **weiblichen Identität**; er wurde von Prokop wie folgt erläutert:

»Im weiblichen Lebenszusammenhang entwickeln sich Formen der Subjektivität, die Elemente bedürfnisbezogenen Handelns enthalten. Diese rudimentären Formen verfangen sich in der Unterentwicklung der aufs Private abgedrängten weiblichen Produktion [...] Die Verhaltensweisen und Vorstellungen der Frauen sind stets ein ambivalent bleibender Kompromiß, eine Reaktion auf den im weiblichen Lebenszusammenhang vorhandenen objektiven Widerspruch« (Prokop 1976, S. 81).

Entscheidend war die Annahme, dass zwar die Identität und das Kommunizieren von Frauen weiterhin als von männlicher Herrschaft dominiert gesehen wurde, zugleich aber hervorgehoben wurde, dass Frauen nicht nur unterdrückte, sprachlose Opfer, sondern auch auf der Suche nach dem Eigenen, auch der eigenen Sprechweise sind. Eine weitere Zuspitzung der Ablösung von dem Modell des Defizits und der allseitigen Unterdrückung und Sprachlosigkeit lag in der Annahme, dass Frauen keine inferiore Sprechweise, sondern einfach **eine andere Sprechweise** haben. Diese Sichtweise wurde vor allem durch die publikumswirksamen Arbeiten von Deborah Tannen und Senta Trömel-Plötz bekannt.

Wenngleich sich die Differenzkonzeption und die Defizitkonzeption in der Bewertung von Geschlechterdifferenzen im Sprachgebrauch unterscheiden, teilen sie doch wesentliche Gemeinsamkeiten. ›Geschlecht‹ wird in beiden Konzeptionen als eine das Sprachverhalten wesentlich bestimmende Größe betrachtet. ›Geschlecht‹ wird als

eine Kategorie gefasst, die den Individuen in ihrer Sozialisation als historisch-gesellschaftlich ausgeprägte Selbst- und Fremdkategorisierung zugeschrieben wird. ›Geschlecht‹ ist so eine dem konkreten Verhalten vorausgesetzte Größe: Als Geschlechtsrollenerwartung spannt sie den normativen Rahmen für sozial angemessenes Verhalten auf, als Geschlechtsidentität bildet sie die intrapsychische Repräsentanz körperbezogener, sozialer Erfahrungen. Diese Auffassung führte nun in die Schwierigkeit, wie denn ›Geschlecht‹ sich zu anderen, das kommunikative Verhalten mitbestimmenden Faktoren wie Alter, kultureller, sozioökonomischer Hintergrund, Situation etc. in ein theoretisch plausibles Verhältnis setzen lässt. Das Problem besteht nach West/Fenstermaker (1995) u.a. darin, dass unklar ist, ob die Faktoren ›Geschlecht‹, ›Schicht‹, ›Rasse‹ etc. additiv oder multiplikativ aufeinander zu beziehen sind oder ob sie einander nur in bestimmten Punkten überlagernde Wirkgrößen darstellen.

Problematisch erschien die Differenzkonzeption, weil sie in ihrer essentialistischen Sicht auf Weiblichkeit/Männlichkeit die aus sozial-historischen Gründen konstituierte, binäre Ordnung der Zweigeschlechtlichkeit als konstruierte und somit auch auf Veränderung bzw. Aufhebung ausgerichtete Kategorisierung nicht erkannte. Damit werden in ihr alte Zuschreibungsmuster tradiert (Pasero 1994, S. 271f.; Cameron 1993, S. 21).

1.4.3 Konstruktivistische Konzepte

Ein Lösungsvorschlag für die Probleme der Differenzkonzeption bestand darin, die Annahme von *gender* als einer dem konkreten Verhalten vorausgesetzten Größe zu verabschieden und *gender* systematisch als **soziale Konstruktion** zu erfassen. Diese neue Perspektive ist mit dem Schlagwort des *doing gender* (vgl. West/Zimmerman 1987) verbunden; sie ist eine Anwendung der Analyseperspektive der ethnomethodologischen Konversationsanalyse auf die Geschlechterthematik. Die Konversationsanalyse interessiert sich primär dafür, interaktive und kommunikative Prozesse in ihrer Regelhaftigkeit zu beschreiben. Die Grundannahme dabei ist, dass die Formen des interaktiv-kommunikativen Austausches im Prozess des Austausches selbst erzeugt werden, dass sie sich nicht einer Realisierung vorausgesetzter Interaktions- und Kommunikationsstrukturen verdanken (Bergmann 1981).

Ein **geschlechtstypisches Gesprächsverhalten** ist in dieser Perspektive das Ergebnis des konkreten Kooperierens oder Nicht-Koo-

perierens in Gesprächen. ›Geschlecht‹ ist keine der Interaktion vorausgesetzte Größe, sondern wird im sprachlichen Austausch in der Interaktion produziert. In dieser Perspektive wird den konkreten Interaktionspartnern, also einer bestimmten Frau und einem bestimmten Mann im Zusammenwirken ihrer organisatorischen und thematischen Gesprächsführung die Verantwortung für das Gesprächsprodukt gegeben. Penelope Eckert und Sally McConnell-Ginet (1992) betonen in ihrem Konzept von Sprache und Geschlecht als »**community-based practice**« gegen das essentialistische Verständnis von ›Geschlecht‹ in der Defizit- und Differenzhypothese die Diversität (Bing/Bergvall 1996; Bergvall 1999). Auch in diesem Konzept wird Geschlecht als soziale Kategorie konstruiert. D.h.:

»Rather than conceiving of gender as an individual characteristic, we conceive of it as an emergent property of social situations: both an outcome of and rationale for various social arrangements and means of justifying one of the most fundamental divisions of society« (West/Fenstermaker 1995, S. 9).

Diese Version wurde durch die **Theorie von Judith Butler** weiter radikalisiert. Nach Butler sind soziale Identitäten wie z.B. ›Geschlecht‹, aber auch unstrittig material-biologische Gegebenheiten wie der Körper, keine essentiellen und fixierten Größen, sondern sie werden fortwährend in der Performanz bestimmter Handlungen konstituiert. Für Butler (1990, S. 33) ist *gender* »[...] the repeated stylization of the body, a set of repeated acts within a highly rigid regulatory frame that congeal over time to produce appearance of substance, of a »natural« kind of being« (Butler 1990, S. 33). In diesem Konzept gibt es keine psycho-sozial erworbenen und nach dem Erwerbsprozess relativ feststehenden Geschlechtsidentitäten, Geschlechtsidentitäten »[...] lösen sich [...] nun auf in einen permanenten Prozeß der interaktiven Hervorbringung sexuierter Individuen« (Bohle 1997, S. 6). Das biologische Geschlecht wird in dieser theoretischen Perspektive verstanden als »[...] ein Prozess, bei dem regulierende Normen das »biologische Geschlecht« materialisieren und diese Materialisierung durch eine erzwungene ständige Wiederholung jener Normen erzielen« (Butler 1997, S. 21).

In ihrer Theorieentwicklung ist die Geschlechterforschung in einen Zustand geraten, in dem sich das Thema ›Geschlecht‹ in allen seinen Bezügen, auch in denen zu Sprache, in voraussetzungslos gedachte interpretatorische Akte Einzelner aufgelöst zu haben und somit einer wissenschaftlichen Analyse nicht mehr zugänglich zu sein scheint. In der Kritik am Dekonstruktivismus und der Ethnomethodologie wurden jedoch Perspektiven zur Neuformulierung von Geschlechtertheorien entwickelt, die die Aporien, in die die Geschlechtertheorien geraten sind, auflösen helfen könnten.